

geholt wurde und ihn dieser noch im Schulhof zusammenschlug und dann buchstäblich mit den Füßen zum Ausgang rollte. Ein Kind, das ständig Brutalität erfährt, gibt sie weiter. Für ein Kind, das zu Hause Schläge erhält, ist Zuschlagen ein gebräuchliches Mittel, sich durchzusetzen. Kinder, die in der Familie und der Kindergruppe Liebe und Geborgenheit finden, haben es nicht nötig, mit Aggressivität auf sich aufmerksam zu machen.

Kinder als Schiedsrichter

Was soll man nun mit den Kampfhähnen tun? Es ist oft hilfreich, andere Kinder zum Schiedsrichter zu machen. Kinder entwickeln dabei einen erstaunlichen Gerechtigkeitssinn und können einsehen, daß die Rauferei außer Schmerzen nichts gebracht hat. Eingreifen sollte man, um Kleinere zu schützen. Das kleine, schwächere Kind hat nämlich nichts, was es dem Stärkeren entgegensetzen könnte. Gerade im Vorschulalter darf der Stärkere nicht die Erfahrung machen, daß es ihm gelingt, den Schwächeren zu beherrschen. Man kann versuchen, die Raufereien in ganz kleinen Schritten abzubauen, indem man als Ziel aufstellt: „Wer schafft es, nur einen Tag lang ohne Fäuste auszukommen? Wer hat es eine ganze Woche geschafft?“ Kinder sollen lernen, daß es ohne Schlägerei auch geht und viel mehr dabei herauskommt.

Wie aus „Feinden“ Freunde werden

Ich möchte Ihnen dazu zum Schluß eine Geschichte erzählen: Zusammen mit anderen Familien haben wir in Österreich Urlaub gemacht. Die acht Kinder spielten auf dem nahen Bauernhof und bauten sich aus Strohballen ein Haus. Als es fertig war, kamen die Bauernkinder und rissen es auseinander, bis alles zerstört war. Es gab einen Streit, der immer hitziger wurde, bis sogar die ersten Steine flogen. Ich rief unsere Kinder zum Mittagessen und das unterbrach zunächst einmal den Kampf. Die Kinder kamen und beklagten sich bei uns Erwachsenen. Die Meinungen der Eltern gingen auseinander. Ein Vater meinte: „Ihr seid doch mehr Kinder, und ihr seid stärker, laßt euch doch nichts gefallen und

verprügelt sie ordentlich.“ Zusammen mit den Kindern überlegten wir dann, warum die Bauernkinder so gehandelt hatten. Vielleicht brachte Neid oder Langeweile sie dazu. Wir entschlossen uns, zunächst einmal abzuwarten. Im Laufe des Nachmittags kamen dann wirklich die „Feinde“ und beide Kindergruppen begannen über einen Stacheldrahtzaun hinweg zu verhandeln. Tatsächlich schafften sie es, das Spiel bald von vorne zu beginnen, und bis zum Abend hatten sie ein neues Haus gebaut. Daß dieses Haus nun durch die gemeinsame Arbeit noch viel schöner und größer wurde, und daß sie für den Rest der Ferien neue Freunde gewonnen hatten, war für unsere Kinder wohl die wichtigste Erfahrung, die sie machen konnten.

Ingrid Weber-Gast

Täglich sein Kreuz auf sich nehmen

Eine Predigt zu Lk 9,18—25,
aus der Erfahrung einer Depression

Die nachfolgende Predigt ist ein Vorabdruck aus dem Buch von Frau Weber-Gast, „Weil du nicht geflohen bist vor meiner Angst“, das im Herbst 1978 im Matthias-Grünewald-Verlag erscheinen wird. Die Predigt stellt die abgrundtiefen Erschütterungen und trostlosen Erfahrungen einer überstandenen schweren Depression unter das Bibelwort vom täglichen Kreuztragen und Jesus-Nachfolgen. red

Täglich sein Kreuz auf sich nehmen (Lk 9,18—25)

„Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich — täglich, und so folge er mir nach!“
Was mag wohl dieser Satz bedeuten, der so oft gelesen und verkündet wird, der aber gar nicht so leicht zu verstehen ist?

Denn für Jesus war das Kreuz keine Last, die er Tag für Tag auf sich nehmen mußte; für ihn stand das Kreuz am Ende seines Lebens. Er hat es kommen sehen wie ein drohendes Verhängnis, er hat gewußt, daß er mit dem Leben spielt, wenn er weiterhin den Zorn der Mächtigen auf sich zieht, und er hat sich mit Wissen und Willen dieser Gefahr ausgesetzt. Das ist etwas anderes als das, was wir gemeinhin „unser Kreuz“ nennen, und was wohl auch der Evangelist Lukas mit dem Kreuz gemeint hat, das man tagtäglich auf sich nehmen und so Jesus nachfolgen müsse. „Unser Kreuz“ — damit meinen wir oft all die Leiden und Mühen des Lebens, alles, was uns schwerfällt, uns die Unbefangenheit raubt, alles, was ein heiteres Lied auf unseren Lippen ersterben läßt. Meint der Evangelist, dieses Kreuz solle man willig auf sich nehmen, um Jesu Jünger sein zu können? Meint er etwa, wir sollten wie ein geduldiger Packesel uns alle Lasten der Welt auf unseren Rücken binden lassen, selbst wenn wir am Ende unter der Last zusammenbrechen? Oder sollen wir alle Schwierigkeiten des Lebens hinnehmen, ohne zu versuchen, irgend etwas zu verändern? Soll man Leid und Schmerz gar suchen, um so die Krone des Lebens zu erlangen?

Ich glaube, an nichts von alledem hat der Evangelist gedacht! Er war sicher nicht der Meinung, man müsse sich das Leben schwerer machen, als es ohnehin schon ist. Und er war sicher ebensowenig der Meinung, man müsse alles Leid so nehmen wie es kommt, ohne den Versuch, etwas zu ändern. Nein, wir Menschen haben unseren Verstand, unsere Fantasie und die Geschicktheit unserer Hände mitbekommen, um immer wieder neu anzugehen gegen den Schmerz, das Leid — bei den andern, bei unseren Nächsten wie bei uns selbst. Es wäre gewiß nicht im Sinne Jesu, wenn einer eine Last trüge, die er auch abschütteln könnte, wenn einer sich vorschnell mit etwas abfände, was sich doch auch ändern ließe, etwa wenn einer in seiner Krankheit verharrte, ohne zu versuchen, wieder gesund zu werden. Doch wir kommen dem,

was mit unserem „Kreuz“ gemeint sein könnte, schon näher, wenn wir bedenken: Selbst wenn alles getan ist, um unnötiges Leid abzuwenden, dann bleibt doch genug, was wir Menschen nicht ändern können. Genug, was wir nicht zu Gunsten anderer ändern können, genug auch, was für uns selbst nicht zu ändern ist. Daß jemand an einer unheilbaren Krankheit leidet oder mit ansehen muß, wie einer, den er von Herzen liebt, unheilbar krank ist. Oder daß das Schicksal einem ein schweres Los zugespielt hat. So viele Dinge im Leben gibt es, die sich nicht ändern lassen! Und an dieser Stelle wird jeder einzelne immer wieder gefragt, wie er damit umgehen will. Ob er sich resigniert in die Ecke setzt und sagt: „Es hat doch alles keinen Zweck mehr!“ oder ob er zeit seines Lebens gegen Unabänderliches anrennt und wütet und es nicht wahrhaben will, daß ihm da eine Last zu tragen auferlegt ist.

Ich glaube, an dieser Stelle beginnt das, was Lukas mit „Kreuz tragen“ gemeint hat: daß man weder resigniert noch wütet, daß man vielmehr der Wirklichkeit ins Auge sieht und sagt: Ja, so ist es geworden, so muß ich es annehmen, was kann ich daraus machen? Vielleicht so: Wenn einer aus seiner Heimat vertrieben wurde und zeit seines Lebens darunter leidet, daß er nirgends zu Hause ist, nirgends ganz richtig dazugehören kann, daß es ihm einfach nicht gelingen will, so tief Wurzeln zu schlagen, wie er es eigentlich brauchte, und wenn ihn diese Heimatlosigkeit immer wieder einmal krank macht. Was soll er tun? Soll er resignieren, sich in die Ecke setzen und sagen: Mein Leben ist verpfuscht, es hat alles keinen Zweck mehr? Oder soll er zürnen und wüten, Rachegedanken hegen gegen diejenigen, die diese Heimatlosigkeit verursacht haben, immer nur von seinem guten Recht reden, immer neue und unsinnige Pläne ersinnen, um doch der verlorenen Heimat wieder habhaft zu werden?

Das Kreuz tragen hieße dagegen: Die Wirklichkeit annehmen, sich nicht selber noch zusätzlich verrückt machen durch Illusionen, sondern alle Fantasie anstren-

gen. Vielleicht doch noch einen Ort finden, an dem man sich wenigstens in etwa wohl fühlt, alle Mühe auf sich nehmen, um doch noch einige Wurzeln zu schlagen. Nicht „alles oder nichts!“ sagen, sondern sich auch um „ein wenig“ bemühen.

Vielleicht bleibt jetzt noch die Frage: Was hat diese Art und Weise, mit Schwierigkeiten und Leid und Schmerz in unserem Leben umzugehen, mit der Nachfolge Jesu zu tun? Ich glaube, das ist gar nicht schwer zu verstehen. Wohl jeder Mensch muß es hinnehmen, daß ihm im Laufe des Lebens schwere Lasten auf die Schultern gelegt werden. Wer dann verzweifelt und sich resigniert in die Ecke setzt, der taugt gleichfalls nicht dazu, sich mit Jesus auf den Weg zu machen. Wer Schritt halten will in der Nachfolge Jesu, der muß es gelernt haben, wie er am besten Lasten trägt, ohne außer Atem zu kommen.

Denn es geht wahrhaftig nicht darum, daß wir möglichst viel leiden müßten, ja, daß am Ende gerade im Leiden die eigentliche Nachfolge Jesu bestünde. Es geht vielmehr darum zu lernen, wie wir uns mit Jesus auf den Weg machen können, trotz der vielen Lasten, die auf uns liegen. Wer Jesus nachfolgen will, der muß wissen, wie er die Last seines Lebens zu tragen hat, damit er nachfolgen kann. Denn die eigentliche Nachfolge, die beginnt erst dann. Sie beginnt da, wo einer trotz seiner Traurigkeit für andere noch ein gutes Wort, ein ermutigendes Lächeln, eine helfende Hand übrig hat. Wo jemand Vertrauen und Güte ausstrahlt, obwohl ihm das große Los niemals zugefallen ist. Wo jemand noch Wärme und Liebe geben kann, obwohl er selbst auf der Schattenseite des Lebens steht.

Das alles lernt man nicht in wenigen Tagen; das ist eine Aufgabe, die man nicht gelöst haben wird bis zum Ende, und wenn das Leben noch so lange währt. Aber es ist eine Aufgabe, die man jeden Tag neu angehen muß, wie das tägliche Gebet. Ja, sie könnte fast an die Seite des täglichen Gebets treten. Etwa so, wenn manch einer von uns spricht: Mein bestes tägliches Gebet, Herr, ist mein Kreuz, das ich erneut jeden Tag auf mich nehme. Amen.

Glosse

Ekkart Sauser

„Ton“ und „Unterton“ in den theologischen Auseinandersetzungen

Am Beispiel: Bemühen um Jesus Christus

Der Autor analysiert in der folgenden Glosse eine Situation, unter der viele leiden, die sich redlich um eine Verlebendigung und Vertiefung des Glaubens bemühen: Wenn verschiedene Themen aufgegriffen werden, wenn bestimmte Autoren zu Wort kommen, wenn Versuche gemacht werden, das Alte durch Neues lebendig zu erhalten, laufen sie Gefahr, als „Glaubensverunsicherer“, als „Unglaubwürdige“ u. ä. abgestempelt zu werden. Das Rezept des Verfassers gegen diese Krankheit lautet: Im Glauben an den Glauben des anderen und im Vertrauen auf die Kraft der Wahrheit den anderen ertragen — also Toleranz schon im inneren Denken und in den „Untertönen“ des Redens über andere. red

Wenn auch der „Ton“ in den theologischen Auseinandersetzungen der letzten Jahre, insbesondere in der gegenwärtigen Bemühung um ein richtiges Verständnis Jesu Christi, im Sinne eines offiziellen Respektes vor den Überlegungen des anderen oft gewahrt wird — so etwa mit der gängigen Formel: „in Würdigung des legitimen Anliegens“ — erscheint es doch manchmal fraglich, ob denn hinter dem „guten offiziellen Ton“ auch ein „guter inoffizieller Unterton“ stehe, ob also tatsächlich die persönliche Achtung vor der Meinung des anderen vorhanden ist. Es hat den Anschein, als ob der offiziellen Beachtung oft eine inoffizielle Mißachtung, Verdächtigung, grundsätzliche Infragestellung der Rechtgläubigkeit des anderen entspreche. — Die Schizophrenie solcher Doppelgeleisigkeit liegt auf der Hand; solches Tun artet unweigerlich in ein förmliches Gestrüpp von Unehrllichkeit im zwischenmenschlichen